











[Nachdruck verboten.]

## Das Wrack des Grosvenor.

19) Roman von Clark Russell.

„Meinetwegen, ſchaffen Sie ihn her, wo ſteht er?“ erwiderte er und kam zurück.

„Steward,“ rief ich.

Nach einer kleinen Weile wurde die Thür der Kapitänſ-Kajüte geöffnet und der Steward erſchien. Ein ſo kummervolles, blutleeres Geſicht, mit ſo verzweifelttem Ausdruck, rothen Augen und bebendem Munde hatte ich mein Lebtag noch nicht geſehen. Seine Hände hingen wie die eines Blödsinnigen herab, ſeine Kniee ſchlotterten, und das Haar war vom Angſtſchweiß ſaunmengenlebt.

„Na, junger Menſch,“ ſchrie ihn der Zimmermann an, (nebenbei geſagt, war der Steward ungefähr vierzig Jahre alt), „was denkſt Du, daß mit Dir geſchehen wird, he? willſt Du gehangen werden, oder gefällt Dir das Erſaufen beſſer, oder ſoll der Koch, der ſehr geſchickt mit dem Meſſer iſt, Dich ſchlachten? Sag, was willſt Du Dir wählen?“

Der Unglücksmanſch wandte ſeine Augen wie geiſtesverwirrt auf mich, und ſeine bläulich weißen Lippen zuckten konſulſiviſch.

„Ach, Mr. Stevens ſcherzt ja nur,“ tröſtete ich ihn lachend, dachte aber dabei in meinem Innern, wie gern ich den elenden Schurken maſſakriren würde, der ſich an der Angſt des armen Geſchöpfes ſo zu weiden vermochte. „Mr. Stevens will mit Dir nur über die jetzige Verpflegung der Leute ſprechen.“

„Zu Befehl, Sir,“ ſtammelte er endlich, ſah dabei demüthig zu dem Zimmermann auf und faltete ſeine Hände, wie um ſich dadurch mehr Feſtigkeit zu geben.

Der Zimmermann lehnte am Befanmaſt, die Hände in den Hoſentaiſchen und hob an:

„Du wirſt begreifen, Menſch, daß die Verhältniſſe an Bord jezt ganz andere geworden ſind, wir ſind jezt Alle gleich, Keiner iſt mehr, wie der Andere, nur Du biſt die einzige Ausnahme, Du biſt nichts, Du biſt eine Null, denn Dir Hundſott hat es Freude gemacht, uns mit verfaultem Fraß zu vergiſten. Nun höre: Du ſollſt Dein Amt behalten, den Leuten aber von jezt ab von den Kajütenvorräthen geben und außerdem täglich jedem Mann drei Maß Rum. Mr. Royle wird Dir ſagen, wie lange unſere Fahrt dauern wird, und Du wirſt eine Berechnung machen, auf Grund deren jeder Mann ſeinen richtigen Antheil erhält. Nur Du,“ fuhr er fort, indem er ſeinen Tabakſaft ausſpie, „darfſt nichts Anderes anrühren, als das, was Du unſ bisher gabſt. Das merke Dir. Wenn wir Dich dabei ertappen, daß Du auch nur ſo viel, wie die Hälfte eines Zwiebacks von unſerer Verpflegung nimmſt, dann, bei Moſes und allen Propheten, ſollſt Du in kürzerer Zeit an der Fort-Narwoche baumeln, als Du Amen ſprechen kannſt.“ Hierbei ſchüttelte er drohend ſeine Fauſt vor dem Geſicht des Unglücklichen und fragte dann, ſich an mich wendend:

„Das war ja wohl Alles, was zu ſagen war?“

„Alles,“ erwiderte ich, und der Steward wankte gebeugt nach der Speiſekammer, während der Zimmermann die Treppe hinaufflieg.

Ich betrat die Kajüte, welche ich zur Vermeidung von Mißverſtändniſſen, auch fernerhin die Kapitänſ-Kajüte nennen werde und ſetzte mich dort auf einen Stuhl vor dem großen Tiſch. Die Kajüte war behaglich ausgeſtattet, mit hängenden Bücherbretern, einer ſchönen Landkarte, einigen Bildern von Schiffen, einer Hängebettſtelle und mehreren Mahagoni-Käſten, die mit Polſterkiſſen belegt waren, um als Sitze dienen zu können.

Neben Schreibmaterialien, Meßinſtrumenten, einem Bootskompaß und verſchiedenen anderen Dingen, mit denen der Tiſch bedeckt war, fand ich auch einen amerikaniſchen, fünfſläufigen Revolver, welcher, wie ich entdeckte, geladen war. Ich ſteckte ihn, nebt einer Schachtel dazugehöriger Patronen, ſogleich in meine Taſche.

Ich freute mich meines glücklichen Fundes, denn ich konnte nicht wiſſen, ob nicht einmal ein Augenblick kommen würde, wo mir dieſe Waffe unentbehrlich war. Die Sehnuſucht, vielleicht noch mehr zu finden, trieb mich dazu, die Käſten zu durchſüßern; ich ſuchte mit einem wahrhaft fieberhaften Eifer, denn ich war der Meinung, daß, wenn es dem Hochbootſmann gelang, auch nur einen einzigen Mann der Befakung auf unſere Seite zu bringen, im äußerſten Nothfall ſchon ein Kampf gewagt werden könnte. Drei entſchloſſene Männer mit Revolvern in der Hand, gaben ſchon ein gutes Uebergewicht und konnten mit Ruhe und Beſonnenheit eine ſolche Zahl Leute tödten, oder wenigſtens kampfunfähig machen, daß mit den übrig bleibenden fertig zu werden war.

Zu meiner großen Enttäuſchung erwies ſich jedoch all mein Suchen fruchtlos. Alles, was ich fand, waren Kleidungsſtücke, Papiere, Karten, alte Loggbücher, Zigarren und ein Beutel, welcher etwa dreißig Pfund in Silber enthielt.

Während ich in der Weiſe beſchäftigt war, wurde an die Thür geklopft und auf mein „Herein“ trat das junge Mädchen ein. Ich begrüßte ſie herzlich, forderte ſie auf, Platz zu nehmen und erkundigte mich nach dem Befinden ihres Vaters.

„Er iſt noch ſehr ſchwach,“ antwortete ſie, „aber es geht ihm doch wenigſtens nicht ſchlimmer. Ich hörte ſoeben Ihre Stimme und bemerkte, daß Sie ſich in dieſe Kajüte begaben. Wenn ich Sie nicht ſtöre, möchte ich Ihnen einige Mittheilungen über uns machen.“

„Nichts könnte mir angenehmer ſein; darf ich ſo unbeſcheiden ſein, Sie um Ihren Namen zu bitten?“

„Marie Robertſon. Mein Vater iſt Kaufherr in Liverpool, Mr. Royle, und das Schiff, in dem wir Schiffbruch litten, gehörte ihm. Oh!“ rief ſie, ihr Geſicht mit beiden Händen bedeckend, „viele Stunden lang erwarteten wir jeden Augenblick den Tod. Noch immer iſt es mir wie ein Traum, daß wir gerettet ſind, und dann iſt mir manch Mal wieder, als ob Alles, was geſchehen, nur eine ſchreckliche krankhafte Einbildung wäre. Ich glaube, ich ſtand am Rande

des Bahnsinns, als ich Ihr Schiff sah; ich hielt Ihr Boot für eine Vision und war ganz darauf gefaßt, dieselbe sich in Nebel auflösen zu sehen. Es war entsetzlich, mit dem Todten und dem irrsinnig gewordenen Matrosen eingesperrt zu sein. Letzterer verlor schon am ersten Tage unseres Unglücks den Verstand, und als der Andere ganz plötzlich mit einem furchtbaren Aufschrei starb, zeigte der Wahnsinnige fortwährend auf ihn unter schrecklichem Geheul. Papa und ich waren seiner Wuth vollständig preisgegeben, falls Tobsucht bei ihm ausbrach, denn wir konnten aus dem Hause nicht heraus, weil das Wasser, welches ununterbrochen dagegen spülte, uns sofort über Bord geschwemmt haben würde.“

Sie erzählte mir dies Alles in Absätzen, wie wenn die Erinnerung an die Schreckensstunden, die sie erlebt, ihr fast die Sprache raubte.

Plötzlich sah sie mit einem Lächeln von wunderbarer Holdseligkeit auf und, meine Hand ergreifend, rief sie:

„Wie viel Dank schulden wir Ihnen, wie gut sind Sie, welchen Muth haben Sie bewiesen!“

„Sie zollen mir unendlich viel Anerkennung, Miß Robertson. Meine That entsprang dem einfachen Gefühl der Menschlichkeit; sie erforderte weder große Anstrengung, noch besondere Kühnheit. Hätte ich wirklich mein Leben dabei gewagt, so würde ich kaum mehr gethan haben als meine Pflicht. Wie wurden Sie denn gestern hier aufgenommen? Ich hoffe gut?“

„O ja. Der Kapitän befahl dem Steward, uns Alles zu geben, was wir wünschten. Ich glaube, der Wein, den er uns schickte, rettete Papa das Leben. Er war im Vergehen, erholte sich aber bald, nachdem er davon getrunken hatte. Ich bin in großer Verlegenheit,“ wechselte sie plötzlich den Gegenstand, während eine zarte Röthe ihre Wangen färbte, „ich besitze nicht einmal ein Stückchen Band, um mein Haar aufbinden zu können.“

„Ist denn gar nichts in dieser Kajüte, was Ihnen von Nutzen sein könnte? Hier zum Beispiel ist eine Haarbürste, sie sieht noch ziemlich neu aus. Ob ich aber im Stande sein werde, ein Stückchen Band unter uns aufzutreiben, weiß ich nicht, aber soeben kam mir hier beim Kramen ein Stück Zeug unter die Hände, und wenn Sie damit etwas anfangen können, — Nadel und Zwirn kann ich Ihnen leicht verschaffen, — so will ich es Ihnen in Ihre Kajüte bringen. Für Ihren Herrn Vater sind ausreichend Kleidungsstücke vorhanden, deren er sich bedienen kann, bis seine eigenen wieder in Ordnung gebracht sind; aber wie könnte ich Ihnen in dieser Beziehung helfen? Das hat mir schon viel Kopfschmerzen gemacht.“

„Wollen Sie mir den Stoff zeigen, von dem Sie eben sprachen?“

„Hier ist er,“ jagte ich, das Stück aus dem Kasten nehmend.

„Ah,“ rief sie, mit einem reizenden Lächeln, „das ist Serge, die kann ich gut verwenden.“

„Das freut mich; wenn Sie noch etwas verziehen wollen, findet sich vielleicht noch mehr, was Ihnen von Nutzen sein könnte.“

Ich eilte in meine Kajüte und holte ein Paar gestickte, noch unbenutzte Pantoffeln. Mit Vergnügen überreichte ich ihr diese, indem ich die Hoffnung aussprach, daß sie sich dieselben auf irgend eine Weise passend machen würde.

„Ich habe auch noch andere Gedanken, Miß Robertson,“ fügte ich hinzu, „von denen ich hoffe, daß sie beitragen werden, es Ihnen mit der Zeit ein bischen behaglicher zu

machen, ein Seemann muß sich eben in allen Lagen zu helfen wissen.“

Sie nahm die Pantoffeln mit freundlichem Dankesblick und legte sie neben das Zeugstück, dann fragte sie mit besorgtem Ausdruck, was die Leute für Absichten hätten.

Ich erzählte ihr offen, so viel ich wußte, verrieth jedoch keine Befürchtungen in Bezug auf ihre, ihres Vaters oder meine Sicherheit, sondern schilderte ihr unsere Lage, den Verhältnissen nach, in möglichst rosigen Farben.

„Ich vermüthe,“ sagte ich, „daß, wenn der Moment kommt, wo die Leute die Boote besteigen, sie uns zwingen werden, an Bord zu bleiben und es uns überlassen, allein mit dem Schiff fertig zu werden. Dies wäre noch nicht das Schlimmste, denn ich bin fest überzeugt, daß sie den Hochbootsmann und den Steward nicht mitnehmen werden. Mit Hilfe dieser Beiden dürfte es uns schon gelingen, den nächsten Hafen zu erreichen oder durch ein in Sicht kommendes Schiff Hilfe zu erhalten.“

Es schien mir, als theile sie meine Anschauung nicht und wolle Zweifel äußern, statt dessen aber sagte sie:

„Es mag kommen, was da will, Mr. Kople, so lange Sie bei uns sind, werden wir uns sicher fühlen.“ Darauf stand sie plötzlich auf und bat mich, sie zu begleiten, um ihren Vater zu besuchen.

Der alte Herr lag auf einer der oberen Britzchen und war mit einer wollenen Decke bedeckt. Er sah wie ein Todter aus, mit seinem freibleichen, eingefallenen Gesicht; sein weißes Haar und sein langer Backenbart hingen wirr um ihn; mit geschlossenen Augen, die abgekehrten Hände auf der Decke gefaltet, lag er völlig still.

Ich dachte, er schliefe, sie aber flüsterte: „Papa, hier ist Mr. Kople,“ worauf er die Augen aufschlug und mich anblickte. Er bedurfte einiger Zeit, ehe er zum klaren Bewußtsein kam, dann aber reichte er mir die Hand, die ich mit Rührung ergriff, als ich sah, daß seinen Augen Thränen entfloßen.

„Sir,“ sprach er mit schwacher, zitternder Stimme, „ich kann Ihnen nur sagen: Gott segne Sie.“

„Ich danke Ihnen, Mr. Robertson,“ erwiderte ich in möglichst heiterem Tone, „bitte sprechen Sie aber nicht weiter, schonen Sie sich, damit Sie bald wieder wohllauf vor uns stehen. Ihre Fräulein Tochter hat gottlob die entsetzlichen Schrecknisse der letzten Tage gut überstanden, jetzt handelt es sich nur noch darum, daß auch Sie wieder zu Kräften kommen. Haben Sie geschlafen?“

„Ah ja, ich habe geschlafen, ein wenig, ich danke Ihnen. Sir, ich habe mehr durchgemacht, als ich geglaubt habe ertragen zu können.“

Ich flüsterte Miß Robertson zu:

„Lassen Sie mich Ihnen eine Stärkung holen, die Ihnen Beiden gut thun wird; in einer Minute bin ich wieder hier.“

Ich verließ die Koje und begab mich eilends in die Speisekammer. Hier fand ich den Steward, welcher auf einer Kiste saß, seine beiden Hände an die Schläfen gepreßt.

„Rerl,“ schrie ich ihn an, „sit nicht so da, als wenn Du sterben wolltest; wo steht der Brand?“

Er deutete mechanisch auf ein Gefäß; ich nahm eine Flasche, goß ihm ein Glas ein, um ihm Muth zu machen, und fragte ihn dann nach Eiern. Ein Schubfach aufziehend, reichte er mir vier, das gestrige Geschenk unserer Hennen. Ich schlug je zwei in zwei Becher, mischte sie mit Brandt und ging mit diesem Gebraü wieder zurück.

(Fortsetzung folgt.)

# Sarolta's Hochzeit.

Sticze von Stefan Szomaházy.

Kaum drei Uhr Morgens ist es, als die Lampen der im Erdgeschoss befindlichen Küche angezündet werden. Die weißen Vorhänge der übrigen Schloßfenster sind noch tief herabgelassen. Verschlafen hantirt der Küchenjunge in der grauen Dämmerung. Unter Lärmen und Lachen erhebt sich der Schwarm der Köchinnen und Küchenmädchen.

Wenige Minuten nach drei erscheint auch der Küchenchef, Herr Dominique, auf der Schwelle. Seine Augen blicken etwas verschlafen in die Runde, denn gewöhnlich pflegt er erst um 10 Uhr die Stätte seiner Wirksamkeit zu betreten, und seit er aus der Normandie, wo er im Schlosse der Herzogin von Treforriere zwanzig Jahre gewirkt hatte, auf diesen ungarischen Edelsitz gekommen ist, hat er keinen Sonnenaufgang mehr gesehen.

Herr Dominique vertauscht seinen eleganten Straßenganzug mit dem weißen Plüschrock und der weißen Mütze, während das Feuer unter den spiegelnden Kasserolen schon lustig prasselt.

Um ein Uhr findet die Hochzeit Fräulein Sarolta in der Kirche des Dorfes statt, wo der Onkel der Braut, der Titularbischof, das Paar feierlich einsegnen wird. Das Schloß ist voller Gäste. Der Bräutigam, und mit ihm fast sämtliche höhere Beamte und Offiziere des Comitats, sind am Tage vorher schon eingetroffen. Alle wollen gern und mit Freunden der Hochzeit des beliebten Obergespanns bewohnen. In den Zimmern drängen sich gestern glänzende Uniformen, blickten Ordenssterne und rauschten seidene Roben. Auf den Korridoren flogen die Bosen der schönen Damen hin und her, und die fremden Diener befreundeten sich mit dem Hauspersonal. Als gegen Mitternacht die Brüder des Bräutigams mit dem Triester Schnellzuge eintrafen, gab es im ganzen Hause kein ruhiges Plätzchen mehr. Beim Morgengrauen legte man sich nieder und nach drei Uhr prasselte in der Küche schon wieder das Feuer.

Für das große Gastmahl war Alles vorbereitet und es bedurfte nur noch der letzten glättenden Hand Meister Dominiques. Seit Tagen lieferte die Post unaufhörlich aus Wien, Pest und Triest Fische, Delikatessen und aromatisch duftende Früchte. Seltsam geformte Süßen, Gelsées und Eispeisen kühlten sie in der Gefrorenenkammer. Eilig rupften die Küchenmädchen feiste gelbliche Fasane und fette Kapauern. Herr Dominique ging mit der Unruhe eines Künstlers von Herd zu Herd, um jede Strophe des zu dem Mahle aufzutragenden, glanzvollen Gedichtes — denn ein wahres Gedicht konnte das Menu genannt werden — noch einmal zu prüfen und durchzufeuilen.

Eben kostete er den Chiantwein, durch den einer neu erfundenen Sauce ein eigener, pikanter Geschmack gegeben werden sollte, als sich die nach dem Hofe führende Thüre leise öffnete.

Herr Dominique schob seine Mütze verwundert empor, denn aus dem fahlen Lichte der Morgendämmerung trat, in feines, duftiges Negligée gehüllt, Fräulein Sarolta, die Tochter des Hauses. Müde lächelnd begrüßte sie ihn:

„Guten Morgen, Herr Dominique. Nicht wahr, Sie wundern sich, mich hier zu sehen? Aber ich konnte nicht schlafen, und ich bin aufgestanden, um ein wenig mit Ihnen zu plaudern.“

„O gnädigste Komtesse,“ stammelte Dominique verwirrt, „das ist ja zu viel Ehre, heut an Ihrem Hochzeits-tage . . .“

Fräulein Sarolta war Herrn Dominiques erklärter Liebling, und nur auf ihre besondere Bitte hatte der berühmte Koch die Stellung in dem gräflichen Hause angenommen. Die Komtesse fühlte sich ebenfalls zu dem alten Manne hingezogen und diese Freundschaft übertrug sie auch auf seinen Sohn. Wenn dieser, ein angehender junger Arzt, die Ferien bei dem Vater verbrachte, war sie mit dem schlanken, heiteren, jungen Menschen stundenlang lachend und plaudernd in Garten und Dorf umhergestreift. Seitdem aber die Komtesse den Verlobungsring am Finger trug und mit ihrem aristokratischen Bräutigam über die kies-

bestreuten Wege des Parkes dahinzuwandeln pflegte, war Andre's Dominique nicht mehr in der Nähe des Schlosses gesehen worden . . .

Sarolta ließ den Blick über all die Prachtwerke Herrn Dominiques schweifen und lauschte still seinen Erklärung. Sie mußte die Burgunder Suppe kosten und trank einen Schluck von dem Chiantwein. Als ihr jedoch der Koch die Gefrorenenkammer mit den verschiedenen prächtig gefornnten Süßen zeigen wollte, fragte sie rasch:

„Wo ist denn Ihr Sohn, Herr Dominique?“

„Er ist gestern Abend in die Gómerer Berge gefahren. Ich wollte ihn gern über das Fest hier halten, aber es war nicht möglich . . .“ sagte er traurig.

Sarolta wandte sich nach der Küche zurück.

„Sehen Sie, wie schön die Sonne schon die Spitzen der Bäume verguldet,“ sagte sie träumerisch. „Wie schön muß es jetzt am Teiche sein . . . Ich werde rasch noch einen letzten Spaziergang im Parke machen . . .“

Grüßend eilte sie ins Freie. Dominique blickte ihr nach. Ein unerklärliches Gefühl preßte sein Herz zusammen und unwillkürlich sagte er zu dem Personal:

„Arbeitet nur für weiter, Leute, in einer halben Stunde bin ich wieder zurück.“

Dann schritt er ebenfalls dem Parke zu, zwischen dessen Bäumen eben die schlanke Gestalt des Mädchens in eigenem Laufe verschwand. Keuchend, athemlos suchte Dominique sie zu erreichen. Umsonst, die jungen Füße waren schneller als die seinen . . . Schon blinkte der Teich herüber, auf dessen von den ersten Strahlen der Morgen Sonne beschienenem Spiegel schneeweiße Schwäne dahinzogen. Nur wenige Schritte noch und sie stand, die Hände gleich einer klassischen Statue ausgebreitet, auf dem schmalen, japanischen Brückchen und dann —

„Heiliger Gott, Komtesse, was thun Sie?“ rief der Koch verzweifelt.

Zu spät! Hoch auf spritzte das Wasser und die Wellen verschlangen die leichten Gewänder. Doch im nächsten Augenblick war auch Dominique in der dunklen Fluth verschwunden. Er war im südlichen Frankreich am Meeresstrande geboren und mit dem feuchten Element aufs Innigste vertraut. Ein kurzes Strudeln unter Wasser, dann tauchte er mit der leblosen Gestalt am Ufer empor.

Behutsam legte er Sarolta auf den weichen Rasen nieder, holte schnell aus dem nahen Gärtnerhause ein Glas starken Brantwein, mit dem er Sitten und Schläfe der Bewußtlosen einrieb und ihr einige Tropfen durch die festgeschlossenen Zähne träufelte.

Da öffnete das Mädchen langsam die Augen und küsterte wie im Traume:

„Dominique, lieber Dominique.“

„Mein armes, kleines Vögchen,“ sagte der Alte, sie kummervoll betrachtend.

Sarolta gewahrte den Blick, und sich schnell aufrichtend, sagte sie tief erröthend und reuevoll:

„Fürchten Sie nichts! Ich schwöre Ihnen, daß ich nie mehr etwas Derartiges begehen werde . . . Was geschehen ist, bleibt unser Geheimniß, nicht wahr?“

Dominique führte sie vorsichtig ins Schloß zurück, wo Alles noch in süßer Ruhe lag. Traurig lächelnd winkte die Komtesse zum Abschied mit der Hand und verschwand lautlos in ihren Zimmern. —

Um ein Uhr brauste die Orgel durch die Kirche des Dorfes und blumenge schmückte Galawagen hielten vor dem Portal. Eine glänzende Menge durchstutete die Gänge des ehrwürdigen Gotteshauses. Der Bräutigam, umgeben von einer Suite in kostbare, ungarische Magnatenkostüme gekleideter Herren, führte die bleiche Braut, die der Bischof-Obheim am Altare erwartete. Gerührt ertheilte er dem Paare den priesterlichen Segen und heiligte dann in langer Rede — bei der kein Auge trocken blieb — den schönen Bund, in den sich zwei Herzen für ein ganzes laues Leben in Liebe vereinigen sollten.

helfen  
Dantes-  
fragte  
sichtigen  
jedoch  
s oder  
n Ber-  
kommt,  
werden,  
mit dem  
immste,  
nn und  
dieser  
rasen zu  
hilfe zu  
cht und  
ge Sie  
f stand  
Water  
en und  
Todter  
weißes  
n; mit  
tecke ge-  
hier ist  
d mich  
en Be-  
sch mit  
hränen  
e, „ich  
möglichst  
schönen  
Ihre  
isse der  
ur noch  
haben  
Ihnen.  
ade er-  
en, die  
bin ich  
Speife-  
er Riste  
enn Du  
n eine  
en, und  
reichte  
) schlug  
ing mit

Var  
ab  
Echt  
da m  
zu w  
No,  
geht  
Aun  
weni  
der  
sch  
fübr  
folte  
Bau  
erier  
emaa  
bleib  
des  
blät  
flora  
proge  
Aber  
frut  
wov  
won  
um  
haben  
Eng  
stid  
blid  
flatt  
Reol  
ach,  
aus



# Allerlei.

**Wrangel und sein Schilling.** In der Mitte der 60er Jahre erhielt der spätere Feldmarschall Wrangel Sonntags öfter den Besuch eines Berliner Kadetten, der sich, obgleich er mit dem allen Handegen nur sehr entfernt verwandt gewesen sein soll, seinen Kameraden gegenüber rühmte, „Papachens“ Großneffe zu sein. Seit einiger Zeit war es Wrangel aufgefallen, daß sein Schilling am Nachmittage regelmäßig fortging und erst kurz vor Ablauf seiner Urlaubszeit nach dem Wrangelischen Palais zurückkehrte, um sich seinen Urlaubszettel, den er im Kadettenkorps abliefern mußte, ausstellen zu lassen. Diese Rücksichtslosigkeit schmerzte den Greis sehr, und er nahm sich vor, falls der Kadett wieder einmal so kurz vor dem Papfenstreich zu ihm zurückkehren würde, ihm das gehörig anzustreichen. Am darauffolgenden Sonntag machte sich sein Gast gleich nach Tisch wieder für die Weine; der General aber ließ ihn durch seinen Diener heimlich beobachten, und dieser stellte fest, daß der Marsjünger in dem Separatzimmer eines Restaurants mit mehreren anderen Kadetten wader kokolirte. Um 8½ Uhr meldete sich das Würchichen bei seinem Protetktor und gab an, von seiner Tante, einer unbekanntem Größe, so lange aufgehalten worden zu sein. „So, so,“ meinte Papachen, „dann laß Dich auch von sie den Urlaubszettel schreiben. Der Kadett erblähte; ohne Urlaubszettel spazierte er in Arrest. Er verlegte sich also aufs Bitten, jedoch vergeblich. „Enleichen,“ riefte er, „laß mich nicht ohne Zettel gehen!“ „Der Teibel is Dein Enkel, Junge, aber nich ich! Stehr — Warich!“ Der Kadett ging und behauptete im Kadettenhause, seinen Urlaubszettel verloren zu haben. Sein Kompagniechef glaubte ihm das nicht; er ließ bei Wrangel anfragen, ob der Kadett wirklich bei ihm so lange gewesen sei, worauf der alte General durch den mit der Recherche betrauten Herrn Hauptmann schriftlich folgenden Bescheid gab: „War bei mich — frag fürchterlich — mindestens for zwei — ging fort um drei — kam nach 8 Uhr wieder retour; — Urlaubszettel von mich nicht bekam — weil er zur Lüge Zusucht nahm. — Sprach mit von Tante, die nicht existirt — hat jedoch stark mit Andern tabagirt. — Weiter vermag ich nicht zu sagen — müssen darüber ihn selber fragen.“ — Vierundzwanzig Stunden war die Folge.

**Wie lange wirst Du leben?** Ueber die wichtige Frage, wovon die Lebensdauer des Menschen speziell abhängt und ob man sie bei einem gesunden Menschen annähernd voraussagen kann, hat A. Hägler in Basel neulich ein interessantes Büchlein veröffentlicht. Zunächst kommen, wie wir einem Aussuge der „Magd. Zig.“ entnehmen, für die Bestimmung der Lebensdauer beim einzelnen Menschen in Betracht die angeborenen Eigenschaften, die durch die Vererbung bestimmt werden, ferner die des Lebensalters, des Geschlechts und des allgemeinen Körperbefindens; andererseits sind aber sehr wichtig auch die täglich zu überwindenden Widerstände, wie die Einflüsse der Arbeit, der Ernährung und Lebensweise, des Wohnortes, die gesellschaftlichen Vermögensverhältnisse, sowie seelische Zustände. Für den gesunden Menschen beträgt die durchschnittliche mögliche Lebensdauer etwa 80—84 Jahre, aber diese Zahl schwankt nach Klima, Wohlstand und Wohnort bedeutend. In Europa z. B. hat man in Norwegen und England die meiste Aussicht auf ein so hohes Alter, in Deutschland und der Schweiz weniger, aber noch immerhin mehr als in Oesterreich. Von den Jahreszeiten ist der Winter dem Greisenalter am gefährlichsten, der Sommer dem Kindesalter; auf der Höhe des Lebens gleichen sich die Einflüsse der Jahreszeiten aus. Die Frauen haben im Allgemeinen eine längere Lebensdauer als die Männer nach der preussischen Sterblichkeitstabelle sind von 1000 gleichzeitig geborenen Knaben nach 50 Jahren noch 403 am Leben, von Tausend Mädchen dagegen 444. Die männliche Sterblichkeit überwiegt am bedeutendsten während und besonders in den ersten Jahren nach der Geburt. Die Erbliebeit ist eine hohe Bedeutung für die Prognose des Lebensalters beizumessen; wenn beide Eltern alt geworden sind, so darf man auch dem Kinde ein hohes Alter voraussagen. Auch das Alter der Eltern bei der Geburt des Kindes ist von hoher Wichtigkeit; am gesündesten sind die Kinder, wenn der Vater bei der Geburt zwischen 25 und 40 und die Mutter bis zu 35 Jahre alt war. Nach Brehmer nimmt selbst bei gesunden Eltern vom 6. Kinde an die Veranlagung zur Schwindsucht bedeutend zu. Die äußere Erscheinung und das Körpergewicht, ebenso das Aussehen und die Farbe des Gesichtes sind wichtig zur Voraussage der Lebensdauer. Die Bedeutung von Haut- und Haarfarbe ist noch nicht genau bekannt, aber wir wissen doch, daß Albinos und rothhaarige Menschen weniger lange leben, als andere. Die Unterchiede von Wohnort und Klima sind sehr bedeutsam; man braucht nur zu vergleichen, daß in England in den Städten durchschnittlich von 51 Einwohnern einer stirbt, in Bombay dagegen jeder zwanzigste. Beschäftigung und Beruf sind ebenfalls von hoher Bedeutung, aber schwer statistisch festzulegen. Wohlstand läßt eine längere Lebensdauer vermuthen; für Berlin ist es eine Thatfache, daß von den Reichen die Hälfte das 50. Jahr überlebt, von den Armen die Hälfte nur das 30. Wohlhandenheit oder Nehlen von Alkohol und Tabakmißbrauch wird sich natürlich ebenfalls in der Länge des Lebens erkennen machen. Auch das Interesse, das der einzelne Mensch am Leben nimmt, wirkt verlängend oder verkürzend auf dasselbe; große Pläne und Lebensaufgaben sind mächtige Spannkräfte für die Länge des Lebens;

Verantwortl. Redakteur: Dr. Walter Gebensleben. Notationsdruck und Verlag von Otto F. Hele, Halle (Saale), Leipzigerstr. 87.

es ist bekannt, daß der Mensch, der sich von seiner gewohnten Beschäftigung zur Ruhe setzt, nicht mehr lange zu leben pflegt. Stirbt von zwei alten Eheleuten einer, so folgt der Andere auch bald nach.

**Das Taillenmaß einer modernen Venus.** In Zukunft wird keine Schneiderin es mehr nötig haben, sich der Mühe des Maßnehmens zu unterziehen, sobald die Kundin, für die sie ein Kleid fertigen soll, vollkommen normal gebaut ist. In diesem Falle ist es nämlich nur nötig, das Daumenmaß der betreffenden Dame anzuwenden, und dies geschieht, indem man ein Centimetermaß um die Wurzel des besagten Gliedes legt und die Zahl die gewöhnlich zwischen sieben und acht schwanken wird, genau feststellt. Nun kann die Kundin ruhig ihres Weges gehen. Das Maß für eine normale, nicht überschlanke Frauenfigur läßt sich nämlich genau nach dem umfangedes untersten Daumengelenks berechnen. Nützt dieses z. B. sieben Centimeter, dann hat das Handgelenk einen Umfang von 14 Centimetern, also das Doppelte. Das Maß des Halses beträgt wiederum noch einmal so viel wie das des Handgelenks, also 28 Centimeter. Diese Zahl doppelt genommen ist nun das genaue Maß für die Taille jeder ebenmäßig gebauten Frau, die kein Gewicht darauf legt, eine Wespentaille zu besitzen. Vorausgesetzt, daß die betreffende Schöne üppig ist, ohne corpulent zu sein, dann stimmt die doppelt gerechnete Taillenweite, also 112 cm, wieder für Brust- und Hüftenumfang. Für eine etwas schlankere Figur wird von den 112 cm einmal das Maß des Handgelenks (14 cm) abgerechnet, bleiben also 98 cm. Auch Ärmel- und Rocklänge kann auf ähnliche Weise festgestellt werden. Die Erfinderin dieser gar nicht so üblen Idee ist eine tonangebende Pariser Schauspielerin, die unlängst bei einem feinen Damenschneider erschien und ihn mit der Versicherung, daß sie eine vollkommen ebenmäßige Figur besitze, den Daumen ihrer elegant behandschuheten Rechten hinstrckte. „Hier, Monsieur, messen Sie!“ rief die Schöne mit Pathos. „Sieben cm, nicht wahr? Nun merken Sie sich: Zweimal um meinen Daumen ist einmal um mein Handgelenk, zweimal um mein Handgelenk ist einmal um meinen Hals, zweimal um meinen Hals ist einmal um meine Taille und zweimal um meine Taille ist einmal um Brust und Hüften. Wenn Sie sich danach richten, ist das Kostüm comme il faut.“ Damit war sie verschwunden, und ihre Rechnung war richtig.

**Auch ein Ausweg!** Um aus dem Sumpf der Panama-, Südbahns-, Trenius- und Esterhazy-Sache sich zu retten und die Nation wieder mit großen Gedanken zu erfüllen, haben mehrere „patriotische“ Franzosen ein großartiges Mittel eronnen: sie wollen eine Zweitausendjahrfeier vom Siege des Marius über die Teutonen veranstalten. Die Schlacht bei Aquae Sextiae (dem heutigen Aix in der Provence) fand 102 vor Chr. statt; es sind also 1898 genau 2000 Jahre seitdem verfloßen. Man will dem Marius in Aix ein Denkmal errichten, von dem Alle, die es schon gesehen haben, sagen, daß „es ihm sehr ähnlich sehe“. „Alte Römer“, „Teutonen“, — im Munde der Landsleute Tariatins — da kann man sich vorstellen, was für bluttriefende Reden bei der Einweihung gehalten werden dürfen.

**Zeitgemäß.** In einem Trödlere Laden steht man eine alte Uhr, unter welcher geschrieben steht:

Sozialistische Uhr,  
geht nur acht Stunden täglich.

## Vom Büchertisch.

An dieser Stelle werden alle eingehenden Bücher und Broschüren veröffentlicht. Besprechungen nach Auswahl vorbehalten.

— „Das Ende krönt das Werk.“ Diese Wahrheit bestätigt sich wiederum durch die uns vorliegenden Nummern 52 und 53, welche den XI. Jahrgang des beliebten Familienblattes „**Häuslicher Rathgeber**“ beschließen. Aus der Fülle des Gebotenen seien hier genannt: „Der neue Hut“, eine anschauliche Skizze von A. von Rheinsberg, in welcher mit kluger Einsicht eine kritische Stelle im Wirtschaftsbudget der Hausfrauen gekehrt wird, ferner die rührende Weihnachtsgeschichte „Ein armes Fräulein“ von Marie Schmidt von Gensjeen, welche mit zartem Stiff das Erwachen eines in Hochmuth und Unnahbarkeit erkrankten Frauenherzens aus Weihnachtsfreude und Weihnachtsglück schildert. Die ansprechende Skizze von G. v. Karpant „Das alte und das neue Jahr“ ist äußerst zart in der Symbolik, indes die Schwester-Vertrachtung: „Proßt Neujahr“ von R. L. uns charakteristische Augenblicksbilder aus des Jahres letzter Stunde fabelhaftartig vorführt. Harmonisch klingt in Nr. 53 auch der Roman: „Schloß Lichtentag“ von Julius Raich aus, welcher die Leier durch das ganze Jahr in Spannung erhielt. Alles übrige zu Ruh und Frommen aller deutlichen Hausfrauen Gebotene: Handarbeiten, nützliche Winke, Rezepte, Auskünfte, rechtfertig wie immer den Namen „Häuslicher Rathgeber.“ Probenummern gratis und franco an Fiedermann von der Verlagsanstalt: Robert Schmeeweiß, Berlin W. Eikhofstraße 19.